

ERNST KARL FERDINAND PETERSEN

Aus den Anfängen der schweizerischen Farbenindustrie

Von Hans E. Keller

Auf der Niederterrasse des Rheins zwischen dem Hardwald und dem ehemaligen Kloster zum Roten Haus erheben sich heute die mächtigen Gebäude weltbekannter chemischer Fabriken, breiten sich Versuchsfelder aus, und drunten am Strom ankern im Auhafen riesige Schleppschiffe mit Massengütern aus aller Welt. Hunderte von Arbeitern strömen hier täglich zusammen, und in den Laboratorien arbeiten Chemiker und Biologen an der Entwicklung von Präparaten, die der schweizerischen chemischen Industrie Weltgeltung verschaffen. Die Örtlichkeit ist zu einem Zentrum der nationalen Wirtschaft und Forschung geworden.

Vor rund 130 Jahren breiteten sich hier stille Wiesen und fruchtbare Äcker aus. Auf der holprigen Landstrasse rollten flinke Kutschen und knarrten die schweren Botenwagen aus dem obern Baselbiet. Auf dem damals noch rasch strömenden Rhein waren höchstens schmale Weidlinge von Fischern zu sehen, die zu ihren Salmenwaagen ruderten, und hie und da fuhr majestätisch ein riesiges Floss aus Emmentaler- oder Schwarzwaldtannen vorbei. Von den Gemarkungen der Bauerndörfer

Pratteln und Muttenz bis hart an die Birs dehnte sich als ein herrlicher Eichen-Ahornwald die Basler Hard, die heute durch Siedlungen, den grossen Rangierbahnhof und die Autobahn auf einen bescheidenen Teil ihres frühern Umfangs zusammengeschmolzen ist.

Schweizerhall – Schweizerhalle

Dieser Ortsname war vor 130 Jahren noch unbekannt; denn der hessische Hofrat und Oberbergat *Karl Christian Friedrich von Glenck* aus Ludwigshalle erhielt erst am 11. April 1834 die Konzession zur Salzbohrung beim Roten Haus. Zahlreiche Bohrungen bei Eglisau, bei Schaffhausen, Biel, Sitten und Pruntrut waren erfolglos geblieben. Um so grösser war die Freude, als am 30. Mai 1836 die Bohrung beim Roten Haus fündig wurde. Stolz berichtete der damals berühmteste Salinist an die Regierung des jungen Kantons Basel-Landschaft: «Der Bohrversuch auf Salzsole und Steinsalz muss als vollständig gelungen betrachtet werden.» Und am 11. August des gleichen Jahres unterrichtete der Regierungsrat mittels Kreisschreiben die eidgenössischen Stände vom Glücksfall dieser erfolgreichen Bohrung und lud sie ein: «Ihr möchtet, getreue, liebe Eidgenossen, bezüglich auf die künftigen Salzbedürfnisse Eures Kantons dieser Schweizerischen Salzanlage Euere vorzugsweise Berücksichtigung angedeihen lassen und Euere daherige Anerkennung in dem von Euch zu erwartenden wahrhaft Eidgenössischen Sinne betätigen». Bald konnten denn auch die ersten Salzlieferungsverträge mit einigen Mitständen abgeschlossen werden. Nur die baselstädtische Salzkammer verhielt sich, offenbar unter der Nachwirkung der noch nicht weit zurückliegenden Kantonstrennung, ziemlich kühl. Unter Hinweis auf die noch laufenden Verträge schrieb Basel: «Es dürfte, wenn die Hoffnung der Unternehmer bei Ergiebigmachung desselben sich realisiert, später vielleicht der Fall sein, auch für uns Vorteile daraus zu ziehen.»

Mit ein Grund für das vorläufige Beiseitestehen Basels lag für dessen konservative Behörden jedenfalls auch in der Tatsache, dass Carl Glenck die Generalagentur für den Absatz des Salzes einem Manne übergeben hatte, dem man in der Rheinstadt die Führerschaft im Trennungskampfe des Baselbiets noch nicht vergessen konnte, dem Notar und Advokaten *Stephan Gutzwiller* aus Therwil, dem ersten Landratspräsidenten, Regierungspräsidenten und Tagsatzungsgesandten Basellands. Es entbehrt nicht einer leichten Ironie, dass der gleiche Mann nicht nur die Anfangsschwierigkeiten im Salzvertrieb meisterte, sondern selbst massgeblich an der Entstehung einer chemischen Industrie am Standort der Saline be-

teilt war, so dass er füglich auch als Wegbereiter für Basels wirtschaftliche Entwicklung betrachtet werden kann.

In Anlehnung an die Namen Schwäbisch Hall und Hall im Tirol hatte Carl Glenck die neue Saline *Schweizerhall* genannt. Der Volksmund formte den neuen Ortsnamen bald in *Schweizerhalle* um, und in dieser Form hat er später auch offizielle Geltung erhalten. Die ursprüngliche Bezeichnung lebt aber noch fort im Firmennamen der Chemischen Fabrik Schweizerhall AG, von deren Vorgeschichte hier zu berichten sein wird, wenn wir auch unsere Aufmerksamkeit vorzugsweise einem Manne zuwenden, dessen Name beinahe in Vergessenheit geraten ist, obgleich er als ein Pionier der schweizerischen Farbstoffindustrie zu internationaler Geltung gekommen ist: *Ernst Karl Ferdinand Petersen*.

Noch stehen hart an der Landstrasse die ausgedehnten Gebäulichkeiten des ehemaligen Klosters zum Roten Haus. Es wurde zur Zeit der Reformation aufgehoben und ist bis heute als landwirtschaftliches Gut erhalten geblieben. Der alte Flurname «Im Rothus» ist in der Umgebung immer noch in Gebrauch und in dieser Form auch von der Landeskarte 1:25 000 übernommen worden.

Ferdinand Petersen

Ferdinand Petersen wurde am 16. Mai 1828 als Sohn des rheinischen «Fabrikanten von chemischen Präparaten und Säuren für Wolle-, Seiden- und Baumwollfärberei» *Ferdinand Krimmelbein* in Hille geboren. Da seine Mutter in erster Ehe mit dem dänischen Kunstmaler Johann Christian Petersen verheiratet war und diesem vor seinem frühen Tode bereits einen Sohn mit Namen Julius geschenkt hatte, da ferner der Name Krimmelbein zu ständigen Sticheleien Anlass gab, erhielt der junge Ernst Karl Ferdinand gleich seinem Halbbruder im Einverständnis mit den Eltern und Grosseltern den Familiennamen *Petersen*. Schon als Kind wurde er von seinem Vater oft auf Reisen mitgenommen. Im Jahre 1846 bezog er die Universität Giessen, um beim bekannten und berühmten Professor Justus Liebig Chemie zu studieren. Dieses Lehrfach steckte damals noch in seinen Anfängen, und Liebig's Labor war das erste, das Lehrer und Schüler zu gemeinsamen praktischen Arbeiten zur Verfügung stand. Nach vier Semestern verliess Ferdinand Petersen die Universität, um in der chemischen Fabrik von George Harvey & Son in *Glasgow* eine leitende Stellung als Betriebschemiker anzutreten. Sein Vater hatte durch die Achtundvierziger-Wirren namhafte Vermögensverluste erlitten und Ferdinand ersucht, sein feudales Korpsstudenten-

leben abzubrechen. Aber auch in Schottland machte sich eine schwere Wirtschaftskrise bemerkbar, die den jungen Chemiker veranlasste, in Aberdeen und später in Manchester ziemlich untergeordnete Stellungen anzunehmen.

Eine schicksalshafte Wendung nahm das Leben Ferdinand Petersens, als er von einem Studienfreund eingeladen wurde, sich nach *Paris* zu begeben und sich dort um eine Stelle bei der angesehenen Firma Drouin et Brossier zu bewerben, die in Labriche bei Saint-Denis eine Fabrik für Säuren, Pottasche und Färbereiprodukte betrieb. Schon bei seinem ersten Besuche in der Familie Drouin verliebte sich Petersen in die jüngere, erst 17jährige der beiden Töchter des Fabrikanten. Ihretwegen schlug er das Anerbieten seines Vaters, in die wieder aufblühende Firma Krimmelbein & Bredt in Barmen zurückzukehren, mehrmals aus. Sein Chef und väterlicher Freund Drouin, mit den Leistungen des jungen Chemikers sehr zufrieden, legte ihm den Gedanken nahe, selber eine kleine chemische Fabrik zu eröffnen. Im Jahre 1851 war, mehr als Laboratoriumskuriosität denn als praktisch verwertbare Farbsubstanz, das *Murexid* aufgetaucht, und Petersen entschloss sich, mit der Unterstützung seines Vaters, dessen fabrikmässige Herstellung aufzunehmen. Er mietete in Saint-Denis ein schuppenartiges Hinterhaus, das damit eine der ersten, wenn nicht überhaupt die *erste Fabrik künstlicher Farbstoffe für die Textilfärberei* wurde. Ausser Murexid fabrizierte Ferdinand Petersen auch den zweiten künstlichen Farbstoff Safflorcarmin; doch hatte er grosse Mühe, seine neuen Produkte an den Mann zu bringen. Für die Herstellung von Murexid durch die Einwirkung von Ammoniakgas auf Alloxantin erhielt er am 12. November 1855 ein Patent und ein Jahr später noch ein Zusatzpatent, die ersten für die Erzeugung eines künstlichen Farbstoffes ausgestellten Patentschriften. Es bedurfte aber weiterer Anstrengungen und Versuche, bis es Petersen gelang, Abnehmer für seine neuen Farbstoffe zu finden. Wohl hatte er auch die Fabrikation des ersten Anilinfarbstoffes, des Mauveins, 1856 vom Engländer Perkin erfunden, aufgenommen und damit grosses Aufsehen erregt; doch konnte sich dieses seines vergänglichen Farbtones wegen nicht durchsetzen. Ein durchschlagender Erfolg wurde Petersen erst zuteil, als es ihm gelang, ein fünfzig Meter langes Stück Wollgewebe mit Murexid fleckenrein zu färben, das ihm der Inhaber einer der grössten Pariser Färbereien ungläubig zur Verfügung gestellt hatte. In Gegenwart seines Schwiegervaters – Petersen hatte sich am 2. August 1856 mit Adèle Drouin vermählt – fiel die Farbprobe so überzeugend aus, dass die anwesenden Fachleute – Färbermeister und Arbeiter – auch mit der Lupe keine

Farbflecken zu entdecken vermochten. Nicht nur erhielt Petersen von jedem Meter gefärbten Wollstoffes eine Lizenzgebühr von 5 Centimes, sondern es wurden ihm auch sämtliche Murexidlieferungen vertraglich zugesichert.

Damit hatte sich Ferdinand Petersen unter die erfolgreichsten Koloristen seiner Zeit eingereiht. Seine kleine Fabrik nahm einen derartigen Aufschwung, dass er es wagen konnte, in Villeneuve-la-Garenne, ebenfalls in der Nähe von Saint-Denis, ein Grundstück von rund 100 Aren zu kaufen und darauf seine zweite, grössere Fabrik zu bauen.

Unterdessen aber hatte die Produktion weiterer künstlicher Farbstoffe neue Fortschritte gemacht. Kaum war die Fabrik in Villeneuve-la-Garenne in Angriff genommen worden, hörten die Murexidbestellungen aus Paris fast schlagartig auf; denn mit dem *Fuchsin* war ein neuer Farbstoff aufgetaucht, der ein noch schöneres Rot als das Murexid ergab. Zudem hatte eine englische Firma die Murexidfabrikation in grossem Masstab aufgenommen – sie produzierte täglich bis zu zwei Zentnern, eine damals riesige Menge – und damit die Bestellungen aus England an sich gezogen. Was blieb Petersen anderes übrig, wollte er seine neue Fabrik retten, als selber die Fuchsinfabrikation an die Hand zu nehmen?

Fuchsin

Die Seidenfärber Renard Frères & Franc in Lyon liessen sich am 8. April 1859 ein Verfahren patentieren, aus Zinnchlorid das von Verguin erstmals hergestellte Fuchsin zu fabrizieren. Ungefähr ein Jahr später erhielt der französische Anilinfabrikant und Erfinder des Azaleins, J. Gerber-Keller in Dornach bei Mülhausen im Elsass, ein Patent zur Gewinnung von Fuchsin mittels Quecksilbernitrat. Und wieder ein Jahr später wurde in England das zur Fuchsinfabrikation vorteilhafteste Verfahren patentiert, das Henry Medlock entdeckt hatte und das auf der Verwendung von Arsensäure basierte.

Ein ganzer Rattenschwanz von Patentprozessen beschäftigte anfangs der sechziger Jahre die Gerichte in England und Frankreich. So wurde z.B. Gerber-Keller um den Ertrag seines Patents betrogen, als ein im gleichen Hause wohnender Chemiker durch Indiskretionen und Bestechung von Arbeitern die Entdeckung nach Paris, St. Etienne und Lyon, sogar nach Deutschland verkaufte, so dass der Patentinhaber es vorzog, in die damals patentlose Schweiz auszuwandern. Auch andere französische Farbstoffchemiker liessen sich in der Folge zur Übersiedlung nach Genf oder Basel bewegen; denn in Frankreich hatte die

Gesellschaft «La Fuchsine» das Monopol für die Herstellung und den Vertrieb des neuen, schönen und wirtschaftlich interessanten Farbstoffes inne. Das führte u. a. zu einem ausgedehnten Schmuggel des begehrten Produktes, auf den sich einzelne Speditionsfirmen geradezu spezialisiert hatten. So wurden u. a. einmal im Tender einer Lokomotive zahlreiche verlötete Büchsen mit Fuchsin entdeckt und beschlagnahmt. Trotzdem muss dieser Schmuggel sehr lukrativ gewesen sein; denn während man in Frankreich 1861 für das Kilo kristallisiertes Fuchsin Fr. 1000.– bezahlte, brachten die schweizerischen Fabrikanten das Produkt für Fr. 475.– auf den Markt. Welchen Schwankungen aber die Preise unterworfen waren, geht daraus hervor, dass man bereits zwei Jahre später für das gleiche Produkt in Frankreich nur noch Fr. 300.– bezahlte. Zur gleichen Zeit offerierte die Firma Petersen und Sichler in Schweizerhalle das Fuchsin zum Preise von Fr. 133.– das Kilo! Mit dieser Feststellung haben wir aber den Ereignissen bereits vorgegriffen. Kehren wir wieder nach Paris, bzw. nach Saint-Denis zurück!

Von Saint-Denis nach Schweizerhalle

Der Rückgang der Murexidbestellungen und die anfänglich phantastisch hohen Preise für Fuchsin bewogen Ferdinand Petersen dazu, in *Genevilliers* unverzüglich die Fuchsinfabrikation aufzunehmen. Nicht nur hatte sich dieser Farbstoff hinsichtlich der Leuchtkraft und der Verwendungsmöglichkeit für die verschiedensten Gewebe allen andern Farben überlegen gezeigt, sondern es war auch gelungen, ausser dem Anilinrot auch ein Anilinblau und andere Tönungen zu entwickeln.

Von den zahlreichen Patentprozessen wurde Petersen merkwürdigerweise nicht berührt. Dagegen hatte er anfänglich mit andern Schwierigkeiten zu kämpfen. Da war einmal die Umstellung der Apparatur, die ihm zu schaffen machte. Was aber weit schwieriger zu beschaffen war, das waren die zur Fuchsinherstellung notwendigen Teeröle, aus denen zuerst Anilin und Toluidin erzeugt werden mussten. Diese Teeröle wurden nur in England in ausreichendem Masse gewonnen. Da aber dort die Fuchsinherstellung nach dem Medlock-Verfahren in Schwung gekommen und das diesbezügliche Patent als hinfällig erklärt worden war, so dass die Fuchsinherstellung patentfrei war, konnten kaum noch genügende Mengen dieser notwendigen Rohstoffe beschafft werden.

Von seinem Vertreter in New York erhielt Petersen die Mitteilung, dass in Amerika die Teerdestillation aufgenommen worden sei, so dass es möglich wäre, sich dort die nötigen Teeröle zu verschaffen. Daraufhin

fasste er den Entschluss, sich selber nach New York zu begeben; denn es ging um Sein oder Nichtsein seines Betriebes. So viele Proben von Teerölen er aber in verschiedenen Firmen untersuchte, so wenige zeigten sich für seine Zwecke als brauchbar. Er konnte sich zwar einige Partien Benzol sichern, doch hatte die Reise nach den USA, die allein für die Hinreise rund drei Wochen dauerte, bei weitem nicht den gewünschten Erfolg.

Weiter kam dazu, dass die langsam fliessende Seine mehr und mehr durch die bei der Fuchsinherstellung verwendete Arsensäure stark verunreinigt wurde und grosse Mengen von Fischen zugrunde gingen. Um einem Eingreifen der staatlichen Organe zuvorzukommen, fasste Petersen den Entschluss, sich für seine Fuchsinfabrik nach einem andern Standort umzusehen. Der stark strömende Rhein mit seinen grossen Wassermengen lockte ihn nach Basel, das bereits eine Anzahl von chemischen Unternehmen aufwies.

Schon vor einiger Zeit hatte er sich in Saint-Denis mit einem Herrn Sichler assoziiert, der ziemlich viel Kapital in das Unternehmen «F. Petersen et Sichler» gesteckt hatte. Der Sohn des Teilhabers wurde in die Schweiz entsandt, während Petersen vorerst in Saint-Denis blieb, den Betrieb überwachte und später von Zeit zu Zeit nach Schweizerhalle reiste, wo er die kleine chemische Fabrik oberhalb der Saline von Carl Glenck-Struntz 1862 mietweise und 1868 käuflich übernommen hatte.

Die «Rotfarb»

Carl Glenck, ein Enkel des Salinengründers, hatte die Fabrik 1860 von Adolf Hippolit Rochus Potocki gekauft, der sie ein Jahr vorher von Karl Kestner aus Thann im Elsass übernommen hatte, übrigens einem Nachkommen der durch Goethes «Werther» bekannt gewordenen Charlotte Kestner («Lotte Buff»). Dieser hatte beabsichtigt, in Schweizerhalle die Fabrikation von Soda aufzunehmen, begnügte sich dann aber damit, aus Thann Leblanc-Soda zu beziehen und sie in Kristall-Soda zu verarbeiten.

Die Fabrik in Schweizerhalle bestand 1844 aus einem Wohnhaus, einem sehr massiven, die Büros und das Laboratorium enthaltenden Gebäude, einem grossen, 40 Meter hohen, viereckigen Fabrikamin, einem Pumpbrunnen und einer Anzahl kleinerer Bauten mit Brennerei, Öfen und Rauchröhren. Wann mit dem Bau dieser Anlage begonnen wurde, lässt sich nicht feststellen, dagegen steht fest, dass sie Stephan Gutzwiller erbaut hat; da sie aber nicht florierte, hatte er sie 1847 weiter verkauft.

Der Kaufbrief vom 27. April 1868 im Gemeindearchiv von Pratteln lautet auf «Herrn Petersen von Bettingen, wohnhaft in Basel». Petersen hatte sich, nachdem er 1865 sein Pariser Werk abgestossen hatte, kurz darauf in der Schweiz dauernd niedergelassen und bald auch das schweizerische Bürgerrecht erworben. Als Verkäufer sind aufgeführt Carl Glenck und Laura Struntz, Ehegossen aus Sachsen, wohnhaft in Schweizerhalle. Das Kaufgut umfasst die Fabrikgebäude Nr. 11 und 12, einen Garten, einen Acker an der Rheinstrasse, einen solchen an der Rheinhalde. «Das Kaufgut grenzt nach Westen an den Verkäufer, und zwar geht dort die Grenze von der Rheinhalde in gerader Linie der östlichen Mauer des sog. Gifhüttchens entlang, von der oberen östlichen Ecke jenes genannten Gifhüttchens rechtwinklig zu der östlichen Länge 6½ Meter nach Osten, wo ein Pfahl eingeschlagen ist, von da in gerader Linie nach der östlichen Ecke der Arbeiterwohnung und von da der obern Mauer dieser Arbeiterwohnung entlang in gerader Linie bis an die Strasse. Diese Grenze ist nach der Beschreibung auf dem Plan des Verkäufers verzeichnet und soll nach der Fertigung ausgesteint und im Katasterplan Pratteln nachgetragen werden.»

Die Kaufsumme betrug Fr. 67 500.—, von der die Hälfte bar bezahlt, ¼ nach sechs und der Rest nach zwölf Monaten zahlbar wurde.

«Der Verkäufer hatte das Recht, durch den schon bestehenden Kanal den Rauch seines Dampfkessels in das grosse Kamin leiten und durch dasselbe ungehindert ableiten zu dürfen. Er hat dagegen einen Drittel der allfälligen Reparaturkosten am Kamine zu tragen. Der Verkäufer übergibt dem Käufer seinen Dampfkessel mit Armaturen und Vorwärmern, wogegen der Käufer dem Verkäufer den zur Zeit in der verkauften Fabrik befindlichen Dampfkessel mit Armaturen und Vorwärmern überlässt. Die gemeinsame Benützung der beim Gifhüttchen gelegenen Aborte bleibt vorbehalten. Zur Abgrenzung des erkauften Areals wird eine 12' 15" dicke Mauer erstellt werden; die Kosten werden geteilt und jeder Teil hat das Anbaurecht an diese Mauer.» Nach der Festlegung der Fertigungskosten und Handänderungsgebühren wird bestimmt, dass der Antritt des Kaufobjektes auf den 1. März 1868 erfolgen soll.

Der Kaufbrief ist unterschrieben von Ferd. Petersen als Käufer, Carl und Laura Glenck als Verkäufer, H. Käser als Beistand, N. Stingelin als Gemeindepräsident und J. Meyer als Gemeindeschreiber.

Durch den Zukauf zweier weiterer Parzellen von Hans Georg Schwarz-Gutzwiller von Rothenfluh in Liestal kam Petersen in den Besitz eines Landstreifens von einem Kilometer Länge von der Rheinlehne bis zur Saline, alles in allem für rund Fr. 70 000.—. Er ging nun sofort an

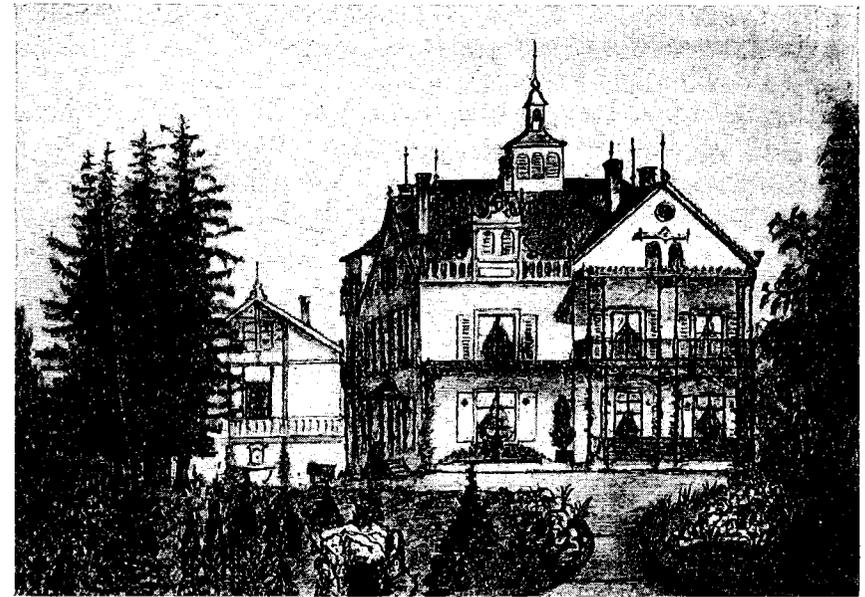
den Ausbau der Fabrikliegenschaft und erhöhte die 1862 nach Schweizerhalle verlegte Fuchsinproduktion so erfolgreich, dass er die ganze Schweiz damit beliefern konnte. 1882 wurde die Fabrik namhaft erweitert, ein zweites Hochkamin von 40 Metern erstellt und eine eigene Arsensäurefabrik in Betrieb gesetzt. Der jährliche Verbrauch an Arsenik stieg schliesslich auf rund 300 000 Kilo. Die Beseitigung der giftigen Abfallstoffe bereitete keine Schwierigkeiten; denn der rasch strömende Rhein bewältigte damals noch diese ständige Verunreinigung, so dass Petersen daraus keine Anstände erwachsen. Wohl soll einmal eine lokale Bodenvergiftung vorgekommen sein, doch die starke Bewegung des Grundwassers vermochte eine Katastrophe zu verhüten.

Petersens Fuchsin genoss einen ausgezeichneten Ruf und stand hinsichtlich seiner Farbenreinheit an erster Stelle. Ein Chemiker, der eine Zeitlang in Schweizerhalle gearbeitet hatte, veröffentlichte zwar später in einer Zeitschrift das Arsensäure-Fuchsin-Verfahren; doch kam Petersen nicht zu Schaden, denn bald war auch dieses Verfahren der Herstellung von Fuchsin überholt und wurde durch andere ersetzt.

Petersen hat übrigens zwei Chemiker bei sich beschäftigt, deren Namen ebenfalls mit der Basler Farbindustrie verbunden bleiben: L. Durand, der aus Frankreich kam und nach seinem Weggang von Petersen die Firma Durand, Huguenin & Cie. gründete, sowie R. Bindschedler aus Winterthur, den nachmaligen Gründer der Firma Bindschedler und Busch, später umgewandelt in die heutige Ciba Aktiengesellschaft.

Die Rheinlehne

Etwa einen Kilometer östlich der Fabrik hatte Petersen die «Rheinlehne» erworben, ein Haus an der Gabelung der Strassen nach Zürich und Bern oder Luzern. Es hatte früher als kleine Poststation, später als Wirtschaft an der vielbefahrenen Landstrasse gedient und wurde nun von Petersen in einen stattlichen Herrschaftssitz umgewandelt. Das Hauptgebäude erfuhr einen gründlichen Umbau und wurde wesentlich vergrössert. Ein Gärtnerhaus mit Stallungen und Remisen wurde an der Ostseite der Villa errichtet, die steile Rheinhalde mit ihrem schönen Waldbestand zu einem ansehnlichen Park ausgestaltet. Ein zierlicher Pavillon, sogar eine künstliche Grotte – beide sind heute noch erhalten – trugen dem damaligen Zeitgeschmack Rechnung. Verschlungene Parkwege führten zu reizvollen Aussichtspunkten, die den Blick über den ruhig dahinströmenden, grünen Rhein freigaben. Auf der Süd-



Die «Rheinlehne» nach einer Bleistiftzeichnung von G. P(etersen)
G. Georges

seite der Landstrasse lag ein gepflegter Garten mit einem Treibhaus, der die Fabrikantenfamilie mit Gemüse, Blumen und Obst versorgte. In der Regel verbrachte sie allerdings den Winter in der Stadt. Der Charme und die Schönheit von Frau Adèle sowie die Weltgewandtheit des erfolgreichen Fabrikanten öffneten beiden die Salons der Rheinstadt. In der guten Jahreszeit war die «Rheinlehne» der Mittelpunkt eines lebhaften geselligen und geschäftlichen Verkehrs. Fabrikanten und Kaufleute aus vielen Ländern fuhren hier in ihren Kutschen vor und genossen die Gastfreundschaft des angesehenen Koloristen und seiner kultivierten Gattin. Kahnfahrten auf dem Rhein und Jagdpartien in benachbarten badischen Revieren boten den Gästen angenehmen Zeitvertreib.

Die Ehe Ferdinand Petersens mit Adèle Léonie Drouin war mit acht Kindern gesegnet. Ihr Vater war bestrebt, ihnen die Schweiz zur Heimat werden zu lassen, weshalb er sich zunächst um das Bürgerrecht der Gemeinde Bettingen bewarb. Durch Grossratsbeschluss vom 4. Juni 1866 wurde er als Neubürger aufgenommen und bald auch in das städtische Füsilierbataillon eingereiht. Er machte die Grenzbesetzung 1870/71 als einfacher Soldat mit und erlebte als solcher die Übergabe der Bourbaki-Armee in Les Verrières im Februar 1871. In der Folge bewarb sich Peter-

sen um das Bürgerrecht der Stadtgemeinde Basel, und durch Beschluss des Kleinen Rates vom 15. April 1871 wurde die Familie mit sieben Kindern – fünf Söhnen und zwei Töchtern – aus preussischen Untertanen zu freien Bürgern der alten Rheinstadt. Damit erlosch – merkwürdigerweise – das Bürgerrecht von Bettingen.

Die Geschäfte in der Fabrik künstlicher Farbstoffe gingen in den siebziger Jahren gut, und Petersen konnte es sich leisten, ein grosses Haus zu führen. Eine zahlreiche Dienerschaft hielt Haus und Hof in guter Ordnung, und in den Stallungen standen flinke Pferde bereit, den Fabrikanten oder seine Familienglieder in geschäftlichen Besprechungen, Einkäufen oder Besuchen in die Rheinstadt zu führen.

Die Kinder besuchten die städtischen Schulen, und als die ältern Söhne vor der Berufswahl standen, wandten sie sich chemischen und technischen Berufen zu. Der älteste Sohn, Johann Karl Ferdinand, arbeitete längere Zeit als Chemiker in der väterlichen Fabrik, betätigte sich später in der gleichen Eigenschaft in England, kehrte aber von Zeit zu Zeit nach Schweizerhalle zurück.

Von seinen Arbeitern war Ferdinand Petersen als rechtlicher Mann und loyaler Chef geachtet. Frau Adèle war der Mittelpunkt des herrschaftlichen Haushaltes. Ihre französische Abstammung und grossstädtische Lebensart kamen im Verkehr mit den Geschäftsfreunden ihres Mannes voll zur Geltung, während sie Mühe hatte, mit einfachen Leuten in Kontakt zu kommen.

Löhne und Preise

Die Arbeiterschaft in der «Rotfarb» – wie die Petersensche Fabrik nach ihrem Hauptprodukt im Volksmund genannt wurde – rekrutierte sich zur Hauptsache aus den umliegenden Gemeinden Pratteln, Muttenz und Augst. An den heutigen Arbeitsverhältnissen gemessen, war ihr Los wenig beneidenswert. In aller Frühe machten sie sich zu Fuss auf, um ihren Arbeitsort zu erreichen. Über der Schulter trugen sie ein Zwilchsäcklein mit dem «Znüni» und dem Tonkrug, der mit Kaffee gefüllt war. Von einer Kantine mit Gemeinschaftsverpflegung wusste man damals noch nichts; doch war ihnen in der Regel ein Lokal zur Einnahme der Verpflegung reserviert. Das Mittagessen wurde ihnen von den «Essenträgern», Buben und Mädchen aus den umliegenden Gemeinden, von zu Hause in den in Säcklein eingebundenen Essgeschirren überbracht.

In den siebziger Jahren schwankte die tägliche *Arbeitszeit* zwischen zehn und elf Stunden. Noch 1895 arbeitete die Hälfte aller Fabrikarbeiter

um Basel herum über 60 Stunden in der Woche. In einigen Betrieben wurden im Sommer durchwegs elf und im Winter zehn Stunden gearbeitet, wobei allerdings in den Farbstoff-Fabriken die Zeit zum Reinigen und Umziehen in diesen Ansätzen inbegriffen war. Im allgemeinen wiesen allerdings die Farbfabriken die niedrigsten Arbeitszeiten auf.

Im Gegensatz zu den heutigen Arbeitsverhältnissen in der chemischen Industrie mit ihrer Spezialisierung trug die Fabrikarbeit den Stempel einer unqualifizierten Leistung und wurde auch entsprechend bezahlt. Anfangs der sechziger Jahre schwankten die *Löhne in den Farbfabriken* zwischen Fr. 13.– und Fr. 16.– in der Woche! Man kann also das Wochen-einkommen eines Rotfarbarbeiters mit durchschnittlich Fr. 15.– annehmen. In den Färbereien kam ein Arbeiter bei 60 Wochenstunden auf Fr. 14.– bis Fr. 18.–; in der Posamenterei konnte man damals unter günstigen Umständen mit einem Wochenverdienst von Fr. 20.– rechnen. Nach 1870 stieg der Wochenlohn in der Farbindustrie auf durchschnittlich Fr. 18.–, und um 1880 wurden minimal Fr. 18.–, maximal Fr. 24.45 ausbezahlt. Der Durchschnittslohn von Fr. 21.– blieb dann während fast zwei Jahrzehnten stationär.

Natürlich müssen diese Löhne mit den damaligen Lebensmittel- und andern Preisen verglichen werden: Das Pfund Käse erhielt man für weniger als einen Franken, das Pfund Reis für 20 Rappen, das Pfund Kuhfleisch für 40 bis 50 Rappen; der Liter Petroleum kostete 15 Rappen, ein Steinguttopf 20 Rappen usw.

Ausser der langen Arbeitszeit ist bei der Betrachtung der damaligen Arbeitsverhältnisse auch die gesundheitliche Schädigung der Arbeiter in Betracht zu ziehen. In der «Rotfarb» wurde, wie bereits mitgeteilt, eine grosse Menge von Arsensäure verarbeitet, ein Gift, das sich ungünstig auf die Verdauungsorgane auswirkt. Andere Schädigungen konnten sich aus dem Einatmen von giftigen Gasen ergeben. Natürlich kümmerten sich schon damals die Gesundheitsbehörden einigermaßen um diese Schädigungen und machten ihre Bewilligungen von minimalen Vorsichtsmassnahmen abhängig. Beim Mahlen und Pulverisieren des trockenen Fuchsins suchten sich die Arbeiter durch das Umbinden eines Tuches um Mund und Nase zu schützen. Durch Wasch- und Badeeinrichtungen und die Abgabe von Arbeitskleidern beugte man dem Verschleppen giftiger Stoffe ausserhalb der Betriebe vor.

Die Fortschritte der chemischen Forschung hatten ein ständiges *Sinken des Farbstoffpreises* zur Folge. Daran waren verschiedene Umstände schuld. Einmal zwang die ständig steigende Konkurrenz, billigere Produktionsmethoden zu suchen, da der Massenkonsum von Farbstoffen

stets durch sinkende Preise befriedigt werden musste. Zweitens konnten die Rohstoffe infolge ihrer nach und nach rationelleren Produktion stark verbilligt werden. Während man für 1 kg Anilin im Jahre 1859 noch Fr. 40.- bis Fr. 50.- bezahlen musste, sank der Preis 1860 auf Fr. 25.-, 1862 auf Fr. 15.-, und anfangs der siebziger Jahre konnte man das Kilo bereits für Fr. 3.- bis Fr. 4.- erhalten. Zudem konnten nach und nach auch Nebenprodukte rationell verwendet werden, was die Ausbeute wesentlich erhöhte und die Menge der unverwertbaren Abgangsstoffe stark verminderte. Die Entwicklung der Technik kam dem Apparatebau entgegen und trug dazu bei, dass die früher häufigen Fehlpartien auf ein Minimum beschränkt wurden. Was früher mit bescheidenen Apparaturen im Laboratorium hergestellt wurde, konnte nun in bedeutend vergrösserten Mengen in einem Masstab produziert werden, den man vorher für unmöglich betrachtet hatte. Eine weitere Verbilligung der Produktion resultierte aus dem Ersatz teurer durch billigere Reagenzien. Und schliesslich kamen, vor allem in Deutschland, Geschäftspraktiken auf, welche die schweizerischen Absatzmöglichkeiten stark beeinträchtigten. So sollen deutsche Farbfabriken sogar ihren nach China versandten Farbbehältern kleine Geldbeträge beige packt haben!

Die Liquidation

Auch Ferdinand Petersen bekam das Sinken seiner Produktpreise zu spüren. Noch 1861 konnte das Kilo Fuchsin zu Fr. 475.- abgesetzt werden, doch zehn Jahre später sanken die Preise so tief – auf Fr. 21.- das Kilo –, dass sich die Verkaufspreise bedenklich den Gestehungskosten näherten. In einigen Betrieben konnte die Fuchsinherstellung nur ohne Verlust betrieben werden, weil aus den Produktionsrückständen andere Farben erzeugt wurden.

Als sich die Verluste mehrten, schlossen sich viele Farbenfabriken zu Interessengemeinschaften zusammen, um ihre Betriebe aufrecht erhalten zu können. Ferdinand Petersen hatte sich immer mehr um die Fabrikation als um die Verkaufsorganisation gekümmert. So hatte er es verstanden, durch die gute Qualität seiner Produkte und durch Neuerungen sich gegenüber der Konkurrenz zu behaupten. Den Vertrieb überliess er Zwischenhändlern, statt direkt an die Konsumenten zu verkaufen. Er war wohl nicht Kaufmann genug, eine eigene Verkaufsorganisation aufzubauen und zu sehr an selbständige Arbeit gewöhnt, als dass er sich den einsetzenden Konzentrationsbewegungen in der chemischen Industrie hätte anschliessen können. Auch die Umwandlung seiner Firma in

eine Aktiengesellschaft, die ihm mehrmals vorgeschlagen wurde, kam für ihn nicht in Frage. Er hatte sein Geschäft aus eigener Kraft aufgebaut und konnte im Alter keine Bindungen und Bedingungen eingehen, die seine Selbständigkeit beeinträchtigt hätten.

Um die Jahrhundertwende herum zog er sich vom Geschäft zurück. Er verfügte über ein sicheres Einkommen, u. a. auch durch eine Rente aus einer ihm gehörenden Färberei, die von einem seiner Söhne geleitet wurde. Als sich bei ihm und bei Frau Adèle die Altersbeschwerden meldeten, verzichtete die Familie auf das beschwerliche Hin- und Herziehen von der Stadt auf das Land und umgekehrt und lebte nun das ganze Jahr auf der «Rheinlehne». Der Tod eines Schwiegersohnes versetzte sie in Leid, und bald konnte auch Frau Petersen ihre gewohnte Arbeit im Hause nicht mehr besorgen. Am 12. Oktober 1903 schloss sie ihre Augen für immer.

Nach dem Tode seiner Gattin lebte Ferdinand Petersen ziemlich zurückgezogen auf der «Rheinlehne». Die Winter brachte er an den milden Gestaden des Genfersees oder in Nizza zu. Dort wurde er im März 1908 von einer Influenza befallen, von der er sich nicht mehr erholen sollte. Am 18. März 1908 erlosch das Leben des erfolgreichen Farbstoffchemikers und Fabrikanten.

Seine Erben verpachteten zunächst die Fabrik in Schweizerhalle an die Firma Stumm & Godet, die sich aber nicht mit Farbstoffen befasste, sondern auf elektrolytischem Wege Kupfer aus Abfällen herstellte. Die «Rotfarb» hatte ausgedient.

Die Erben Petersen verkauften schliesslich die Fabrik mit allem Zubehör an die Aktiengesellschaft Chemische Fabrik Schweizerhall, die schon um 1890 den im Besitz von Carl Glenck gebliebenen Fabrikteil erworben hatte. Dieser hatte sich mit der Herstellung von Kunstdünger, vor allem von Superphosphat, befasst und den Handel mit Chemikalien aufgenommen. Die Chemische Fabrik Schweizerhall baute diesen Fabrikationszweig aus und versah die Fabrik mit den modernen Einrichtungen, die sie zu einem der leistungsfähigsten Betriebe ihrer Branche machten. Sie importierte ferner wichtige Handelsdünger wie Kalisalze, Chilealpeter und Thomasschlackenmehl und brachte es auf eine Jahresproduktion von 4482 Wagen von je 10 000 Kilo. Heute umfasst die Anlage der CFS in Schweizerhalle ein Terrain von fast 12 Hektaren. Die Superphosphatfabrik mit Siloanlagen zur Lagerung von Rohphosphaten hat ein Fassungsvermögen von ca. 1000 Wagen zu je 10 000 Kilo. In den Superphosphathallen können ca. 1500 Wagen von je 10 000 Kilo eingelagert werden. In weitem Fabrikanlagen werden verschiedene Chemikalien erzeugt.

Die Gebäude der Petersenschen Fabrik sind fast ganz vom Erdboden verschwunden. An ihrer Stelle erhebt sich das moderne Fabrikgebäude der «Pharma». Bei den Aushubarbeiten für dieses Gebäude erinnerte die immer noch intensive Rotfärbung des Bodens an die Fuchsinherstellung in der alten «Rotfarb».

So blüht auch hier neues Leben aus den Ruinen. Zum Andenken an den Gründer der «Rotfarb», den initiativen und wagemutigen Pionier der schweizerischen Farbstoffindustrie Ernst Karl Ferdinand Petersen, wurde die «Krimmelstiftung» geschaffen, die ein Uferstück der «Rheinlehne» der Öffentlichkeit und den Wassersportvereinen zur Verfügung gestellt hat.

Benützte Quellen

PETERSEN J. K. F., *Aus der Frühzeit der schweizerischen Farbenindustrie*. Deutsche Allgemeine Zeitung. Berlin, o. D., ca. 1925.

X HEILMANN-PETERSEN, *Die Geschichte Petersens*. Leben und Reisen eines Forschers. (Kommissionsverlag Haldimann & Co., Basel, o. J.)

JAQUET NICOLAS, *Die Entwicklung und volkswirtschaftliche Bedeutung der schweizerischen Teerfarbenindustrie*. Helbing und Lichtenhahn, Basel 1922.

Denkschrift zum 50jährigen Bestehen der Aktiengesellschaft Chemische Fabrik Schweizerhall in Basel, 1890–1940.

WIRZ EDUARD, *100 Jahre Saline Schweizerhalle 1837–1937*. Jubiläumsschrift, herausgegeben vom Regierungsrat des Kantons Basel-Landschaft zur Feier des 100jährigen Bestehens der Saline Schweizerhalle.

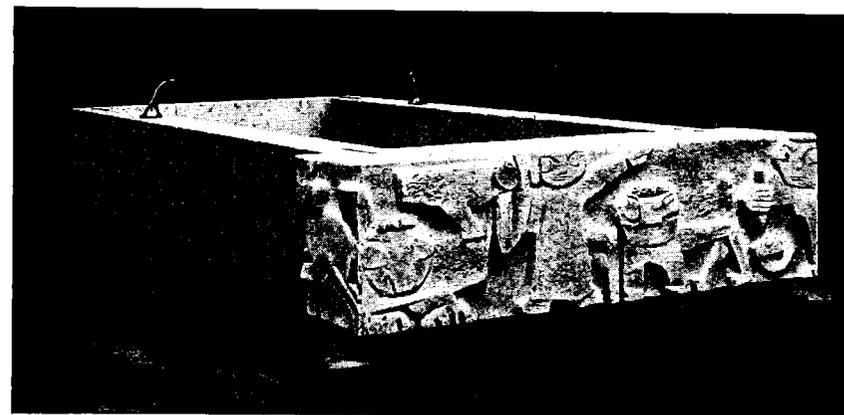
Basellandschaftliche Volkszeitung, Pratteln, 10. Jahrgang, Nr. 80, vom 6. Oktober 1926: *Die Vorgeschichte der Chemischen Fabrik Schweizerhalle.*

Gemeindearchiv Pratteln, Gemeinderatsprotokolle.

Gemeindearchiv Bettingen, Familienbuch.

Zivilstandsamt Basel, Familienbuch.

* eigentlich: Ferdinand = ältester Sohn von E. K. F. Petersen



Widmann-Brunnen

Photo Rosmarie Leu, Liestal

DER WIDMANN-BRUNNEN IN LIESTAL

Von Ernst Zimmerli

In einem Artikel im «Bund» schrieb J. V. Widmann zum Thema «Poetenmonumente» u. a. folgendes:

«Da steht er nun, der geehrte Herr Robert Hamerling sel., auf hohem Sockel in einem Park bei Waidhofen a. d. Thaya. Wer wissen will, wie der Dichter des ‚Königs von Sion‘ im Erzstandbild sich ausnimmt, kann in der neuesten Nummer der Leipziger ‚Illustrierten Zeitung‘ diese Neugier stillen. In gutem Holzschnitt ist das recht lächerliche Denkmal dort abgebildet.

Lächerlich nennen wir es, weil der verdriessliche Herr mit langen Haaren und Schnurrbart, in Rock und Überrock, ein Schreibbuch in der linken, den Bleistift in der rechten Hand, sich auf dem Postament entschieden nicht wohl zu fühlen scheint, wobei wir ganz ausser acht lassen, ob er überhaupt an seiner Berechtigung zu einem ehernen Standbild zweifelt; nein! er fühlt sich nicht wohl, weil er auch im Leben niemals auf einen solchen Steinsockel sich würde gestellt haben, um zu dichten, er, der die grösste Zeit seines arbeitsamen Denkerdaseins als ein kränklicher Mann auf dem Kanapee oder im Bett zubrachte. Ihm für die Ewigkeit nicht einmal einen Stuhl oder noch besser eine Chaiselongue anzubieten, die man immerhin ein wenig antik hätte stilisieren können, war eine Barbarei... Aber wir haben es eigentlich nicht auf eine Kritik dieses einzelnen unglücklichen Poetenmonumentes abgesehen. Wir sehen in demselben vielmehr nur einen neuen Beleg zu unserer Ansicht, dass man bei Dichtermonumenten ganz anders als bisher vorgehen, nämlich eine schöne Hauptgestalt aus den Werken des Dichters, vielleicht auch eine ganze Gruppe, zum Gegenstand des Monumentes machen und, da man allerdings auch die Gesichtszüge eines bedeutenden Menschen auf die Nachwelt bringen will, diese etwa in einem Reliefbild auf einer der Flächen des Sockels verewigen



Baselbieter Heimatbuch

BAND IX

Herausgegeben von der

**Kommission
zur Erhaltung von Altertümern des
Kantons Basel-Landschaft**

Liestal
Kantonale Drucksachen- und Materialzentrale
1962